

Sabine Haupt  
Bienenkönigin

verlag die brotsuppe



Sabine Haupt

# BIENENKÖNIGIN

Blaue Kreise

Roman

verlag die brotsuppe

Erster Teil: Das blaue Haus .....	7
Zweiter Teil: Blaue Bienen .....	145
Dritter Teil: Das blaue Brot .....	249

# **Erster Teil: Das blaue Haus**

# 1. Prolog über das Glück

An den Augenblick, in dem sie beschloss, den ganzen Blödsinn nicht mehr mitzumachen, erinnerte sie sich genau. Etwas war in ihrem Glas gewesen, das nicht hineingehörte, eine Wespe, Biene, schwarze Fliege oder sonstiges Krabbelgetier, jemand hatte sich zu weit zu ihr hinübergebeugt, sie war einen Moment lang unaufmerksam gewesen, es war nur eine Winzigkeit, eine Unachtsamkeit, die jederzeit passieren konnte, entschuldbar, gewiss, wie fast alles, mit dem sie in letzter Zeit in Berührung gekommen war. Aber es hatte Folgen. Sie war einen kleinen Schritt zurückgetreten, um der Kollegin, ihren Namen hatte sie vergessen, auszuweichen, hatte dabei das Getränk aus dem Sichtfeld verloren. Vielleicht gab es keinen Zusammenhang zwischen dem Insekt und ihrem Entschluss, vielleicht hätte auch etwas anderes den Ausschlag geben können. Im Rückblick fügt sich die Abfolge der Ereignisse oftmals anders zusammen, als sie in Wahrheit vermutlich war.

Sie stellte sich vor, ihre Unachtsamkeit hätte länger gedauert, sie hätte weiterhin auf die Schuhe der Kollegin geblickt, elegante, silbrige Turnschuhe, wahrscheinlich irgendein Markenprodukt, von dem sie nicht einmal den Namen kannte, genauso wenig wie den der Kollegin und den des rötlichen Getränks, in dem jetzt das kleine Tier zappelte. Sie hätte das Glas mechanisch an die Lippen gesetzt, immer noch irritiert und bedacht, dem silbernen Schuh auszuweichen, sie hätte getrunken, das Glas vielleicht sogar in einem Zug geleert, achtlos und unkonzentriert, wie sie alles tat, wenn überall Menschen herumstanden, die ihre Aufmerksamkeit annektierten, als wäre sie ein herrenloses Archipel inmitten eines anonymen Gewässers, bis sie ein Krabbeln und Stechen im oberen Rachenbereich

gespürt hätte, Schmerz, Panik, vielleicht Schreie, worauf alle sie angeschaut, für einen kurzen Moment nicht mehr über Verhandlungen gesprochen hätten, die nicht voran kamen, über Kommissionen, die gebildet und wieder aufgelöst wurden, ohne dass man die Gründe erfuhr, über gescheiterte Dialoge, missachtete Rechte, gekündigte Verträge und Partnerschaften, manipulierte Konventionen und Gesetze, über unzureichende Budgets, Personalmangel und Korruption, über Zentralisierung und Digitalisierung, Diversität, Integration, Autonomie und Nachhaltigkeit.

Den Schrei hatte es nicht gegeben, genauso wenig wie den Insektenstich. Sie hatte das Tier noch rechtzeitig bemerkt und vor dem Ertrinken bewahrt. Währenddessen hatten die anderen einfach weitergeredet, wie sie es immer getan hatten, in all den Jahren, in denen sie hier irgendwo bei einem Empfang im Wintergarten des Botanischen Gartens, im Ariana-Park oder in der Cafeteria des Palais des Nations herumstand, herumlief oder herumsaß, mit oder ohne Glas und von irgendwelchen dahergelaufenen Turnschuhen irgendwelcher Kolleginnen und Kollegen bedrängt und belästigt wurde, die irgendetwas zu irgendeinem Thema zu sagen, zu meinen oder zu prognostizieren hatten. Am Ende der Zusammenkunft, als ein besonders aufgekratzter Abteilungsleiter – sie glaubte in dem Herrn den neuen Kommissionspräsidenten des Programms *Management of Social Transformation* zu erkennen – alle Anwesenden zu einem Gruppenfoto zusammentrommelte, hatte sie sogar noch eingewilligt, ihren Platz mit einer Chinesin zu tauschen, die sich sodann vor ihr aufpflanzte und mit einem aus Sicht des Fotografen vermutlich durchaus fotogenen Victory-Zeichen vor ihrem Gesicht herumfuchtelte.

Aber der Schrecken über das, wovor sie letztlich nur ein zerstreuter, zufälliger Blick bewahrt hatte, gab wenige Tage später den Ausschlag. So lange brauchte sie, um zu begreifen, dass sie schon seit einer Weile, vielleicht schon seit Jahren auf

der Schwelle gelebt hatte. *Schwelle* war jedoch ein beschönigendes Wort für diese Lücke, dieses Niemandsland zwischen dem, was längst verschwunden und dem, was noch nicht da war, vielleicht nie kommen würde, eine Art Riss, der sie von allem trennte. Riss, Lücke, Graben oder Kluft, ihre Arbeitskollegen hätten vermutlich von *gap* gesprochen, wahrscheinlich litt sie an einer *identity gap* oder *life gap*. Es gab, so war an den verschiedenen Steh- und Sitzpartys und in der Cafeteria immer wieder zu erfahren, inzwischen eine Vielzahl ganz unterschiedlicher Gaps. Im Gegensatz zur Lücke und zur Kluft waren die Gaps aber meist recht easy to close. Denn die Probleme lagen letztlich immer bei einem selbst, dieser Überzeugung waren inzwischen sogar Kolleginnen und Mitarbeiter, die den ganzen Tag mit Menschenrechtsverletzungen oder der Zerstörung und Veruntreuung von Kulturgütern zu tun hatten, stets waren *wir* das Problem, wir alle zusammen, die gesamte Menschheit. Offensichtlich steckten bei dieser Verschwörung alle unter einer Decke.

»Wir zerstören unsere Umwelt«, hieß es, »wir müssen Energie sparen«, »wir sollten aufhören, Waffen herzustellen und Kriege zu führen«, wir, wir, wir. Wir mit den silbrigen Markenturnschuhen, den rötlichen Getränken, den *identity gaps*. Sie musste schlucken, und es tat weh. In den Tagen danach hatte sie heftige Träume, es ging dabei um blinde Insekten und deren Sprache, um merkwürdige, unvollständige Formen und Gestalten, namenlose Farben, auch um Wörter, die es nicht gab, zusammengesetzte Hauptwörter wie *Mautfest*, *Sonnenfass*, *Friedensgardine* oder *Schönwetterurne*.

Der für das Management des sozialen Wandels zuständige Abteilungsleiter hatte allen einige Tage nach der kleinen Stehparty zwei seiner Gruppenfotos geschickt. Man könne sogar noch Papierabzüge bei ihm bestellen, er sei sich nicht zu schade, diese schöne alte Tradition weiter hochzuhalten. Sie erinnerte sich noch gut an die etwas peinliche Situation, als

sie alle dicht gedrängt beieinanderstanden, einige schwitzten, andere waren schon etwas beschwipst, manche beides, doch sie selbst war nirgends zu sehen, sie konnte sich auf dem Foto nicht finden. Dabei musste sie doch mit auf dem Bild sein! Sie sah die zum Victoryzeichen erhobene Hand, doch verdeckte diese eine andere, ihr ganz unbekannte Person, fremde Haare, fremde Haltung, fremdes Gesicht, das hinter den gespreizten Fingern ohnehin nicht zu erkennen war. Sie holte eine Lupe, suchte verwundert, dann fast verzweifelt die Reihe der Gesichter ab. Hatte sie vergessen, dass sie früher gegangen war und es danach noch eine zweite Fotosession gegeben hatte? Hatte jemand das Bild nachträglich bearbeitet? Die ganze Sache war ihr unerklärlich. Zugleich aber verspürte sie eine schalkhafte Freude darüber, dass sie der Zufall oder was auch immer für ihr Verschwinden verantwortlich gemacht werden konnte, auf diesem Gruppenbild getilgt hatte.

Wie sie alle dastanden, mit ihrem schön frisierten Blick, den lustig verkniffenen Augen, ihrem cleveren Büro-Lachen, bei dem Augen, Lippen und Zähne aus verschiedenen Abteilungen zu stammen schienen! Nichts passte zusammen, obwohl man dicht gedrängt, Schulter an Schulter, Bauch an Hüfte, Hüfte an Arm an Oberschenkel an Pobacke, Kniekehle an Wade zusammengepfertcht stillstand und gemeinsam zur fröhlichen Mitarbeitermasse verklumpete. Cheese!

Es ist leicht, Menschen zu manipulieren, sie hin und her zu schieben, ja, bitte noch ein bisschen zusammenrücken, danke! Bitte! Ja so, nein, lieber so! Und noch ein Stückchen, und Sie da hinten bitte etwas weiter nach rechts, und Sie da unten nach links, danke, bitte, wunderbar! Es ist leicht, diese Leute zu manipulieren, wenn sie im Überlebensstress vor einem stehen und vor Leistungswille sabbern und geifern. Das Leben sei kein Ponyhof, sagen sie, sie sagen es zu sich selbst, wieder und immer wieder sagen sie es sich, und sie sagen es mit einem kleinen, bösen Triumph in der Stimme, jeder seines Glückes



Schmied, wie man sich bettet, so liegt man. Solidarität, Mitleid, nein, natürlich: Empathie, obwohl sie dabei immer an Apathie denken musste, seien nichts als naives Gutmenschentum, abstrakte Menschenrechte ohne Menschen, Völkerverständigung ohne wirkliche Völker und wirkliche Verständigung, Kulturaustausch ohne Kultur. Erst on the ground seien die realen Gründe und Grenzen zu begreifen. – Zusammenrücken bitte, gerne noch etwas enger, nur keine falsche Scham, gehen Sie ruhig auf Tuchfühlung, zeigen Sie Geschlossenheit, schließlich soll man sie sehen, unsere Corporate Identity, das ganzheitliche Behavior muss sichtbar werden, denkt an den Spillover-Effekt, folks! Glück ist ansteckend, Glück ist, wenn man trotzdem lacht, haha, versteht Ihr, guys? Glück ist dünn gesät und dick verpackt, wickeln wir's aus und tasten wir's an. Glück ist machbar, das Streben nach ihm verbrieftes Recht. Bitte noch enger zusammenrücken! Was wäre ein Glückskeks ohne Spruch? Ein leeres Versprechen, stummes Orakel? Haha!

Der Kommissionspräsident hatte, während er so über's Glück schwadronierte, lachte und gestikuliert, die Gruppe hin und her dirigiert, immer wieder neu arrangiert, konfiguriert, bis seine Fotokamera endlich zufrieden schien und plötzlich, wie vom Blitz getroffen, eine ganze Salve heuschreckenartiger Geräusche von sich gab, zzzt, zzzz, zzzt. Wahrscheinlich wurde dabei ein ganzer Schwarm von Bildern ausgelöst, auch wenn sie und ihre Kollegen schließlich nur zwei davon zu sehen bekamen. Vermutlich hatten auf den anderen nicht alle glücklich genug ins Objektiv geblickt. Genau das war dann wohl auch der Grund für ihre Tilgung gewesen, ja, das mochte eine Erklärung sein: Wahrscheinlich hatte sie auf keinem der Fotos auch nur annähernd glücklich genug gewirkt, ihr Lächeln war nicht geeignet, die neue Corporate Identity glaubhaft und authentisch zu verkörpern.

Aber neben die Freude, der Gruppenfröhlichkeit auf unerklärliche Weise entronnen, dem Glückszwang glücklich ent-

kommen zu sein, gesellte sich bald schon eine leise Beklemmung. Denn natürlich war die Frage nach dem Glück damit nicht erledigt. Nachdem sie mehrmals die beiden Fotos mit der Lupe abgesucht und hinter dem Victoryzeichen der Chinesin kein verstecktes Lächeln erkennen konnte, das sich auch nur im Entferntesten mit ihr selbst in Verbindung hätte bringen lassen, verschloss sie die Fotos in einer Schublade, ging zum Fenster und schaute auf die gegenüberliegende Häuserzeile. Auch dort, in diesen Wohnblocks, ganz am Ende des langen Boulevards, kurz bevor die Brücke aufs andere Rhoneufer führte, lebten Menschen dichtgedrängt, Menschen, die nach Glück strebten, es sich gegenseitig versprachen, um es dann doch immer wieder zu vergraulen, vermutlich, weil sie die Glücksschmiede nicht gefunden oder sich ins falsche Bett gebettet hatten.

Doch welche Glücksmomente hatte es eigentlich in ihrem Leben gegeben? War sie jemals glücklich gewesen? Hatte sie so etwas wie Glück überhaupt je erlebt? Solche und ähnliche Fragen bohrten sich in den nächsten Tagen immer tiefer in ihre Gedankengänge, nachts saßen sie ihr wie dicke, dunkle Fliegen auf der Stirn. Wann war sie glücklich gewesen? Was hatte sie glücklich gemacht? Was würde sie wieder glücklich machen? Kurzfristig gelang es ihr, die schwarzen Biester zu verscheuchen, doch schon nach wenigen Minuten kehrten sie zurück, hockten da und lauerten auf eine Antwort. Sie wusste, die Antwort konnte nur mit der Fliegenklatsche gegeben werden. Zack und Stille! Keine halben Sachen. Ja, am soundsovielten Februar oder August im Jahr neunzehnhundertsoundsoviel – in Glücksangelegenheiten war es wohl unerlässlich, so weit in die Vergangenheit zurückzugehen – war sie glücklich gewesen, fraglos und nachweisbar glücklich. Und niemand hätte daran gezweifelt, nicht einmal sie selbst. Zack!

Ihr fiel ein, dass sie vor Jahren eine Umfrage zum Thema Glück gelesen hatte. Das Ergebnis war erstaunlich gewesen: Die meisten Menschen schienen zu glauben, Glück sei im Grunde

überflüssig, da für den Fortbestand der Menschheit und des Planeten nicht weiter von Belang, zudem sei es sowieso nur relativ, eine Frage der inneren Einstellung und der Wahrnehmung. Zu was genau es relativ war, war nicht ermittelt worden, vermutlich zum Glück der anderen oder zu dem, was diese dafür hielten. Später stellte sich heraus, dass das Ergebnis der Umfrage gefälscht und alle Antworten frei erfunden waren. Der verantwortliche Redakteur war dann, so hieß es in einer ausführlichen Reportage des Konkurrenzblatts, mitten in der Nacht aus dem Haus gegangen, nachdem er am Abend telefonisch erfahren hatte, dass man ihm auf die Schliche gekommen war und herausgefunden hatte, dass er sich alle Glücksvorstellungen aus den Fingern gesogen oder sonstwie zusammen gereimt hatte, war in die Tiefgarage seines Mietshauses gegangen, hatte einen Schlauch vom Auspuff seines blauen VW Touareg Hybrid – auf dieses Detail legte der Artikel großes Gewicht, der Fahrzeugtyp wurde insgesamt dreimal erwähnt – in den Innenraum des Fahrzeugs verlegt, hatte sich eine Flasche Wodka, Marke Absolut, auch das schien wichtig zu sein, auf den Beifahrersitz gestellt, höchstwahrscheinlich auch daraus getrunken und war dann irgendwann, wahrscheinlich eher bald und schnell, erstickt. Ob qualvoll oder friedlich, fragte der schreibende Kollege sich und die Leserschaft, und es war schwer zu entscheiden, ob er das mitleidig, hämisch oder bloß rhetorisch meinte, jedenfalls vermochte er selbst keine überzeugende Antwort zu geben. Offenbar war der Glücksfälscher eines sinnlosen Todes gestorben.

Sie hatte sich damals über die Gegenrecherche des Konkurrenzblatts geärgert. Denn war die Nachricht, dass Glück ein eher überschätzter Wert sei, nicht eine im Grunde gute und beglückende Meldung? Auch sei, so hatte der Schwindler behauptet, die glücklichste Zeit im Leben mitnichten die Jugend. Weit gefehlt! Laut gefälschter Statistik seien Menschen im Alter von 66 Jahren am glücklichsten, also kurz nach Eintritt

des Rentenalters, vorausgesetzt, dass sie dieses glücklich erreichten. Das sei der statistisch gemessene Mittelwert, was natürlich nicht bedeutete, dass es nicht auch junge Menschen gäbe, die schon glücklich oder ältere, die noch glücklich waren. Und es bedeutete wohl auch nicht, dass sie bald schon den Glückszenit ihres Lebens erreichen würde, obwohl sie rein statistisch gesehen genau jetzt die idealen Bedingungen erfüllte. Mit dem Einzelfall hatten Statistiken, das wusste sie als Historikerin schon lange, nun mal nichts zu tun, deswegen konnten sie ja auch so leicht gefälscht werden. Zwar war die Weltgeschichte für alle Menschen gleich, doch gab es für den Einzelmenschen einen Riesenvorrat an Fußnoten und Sonderparagrafen.

Nun hatte der unglückliche Absolut-Trinker neben rein statistischen Befragungen aber auch ein paar Glücksweisheiten ermittelt beziehungsweise erfunden und in seinen Artikel eingearbeitet, zum Beispiel die Erkenntnis, dass es durchaus glücksfördernd sein konnte, andere auf Dinge neidisch zu machen, die man selbst nicht besaß. Mit dieser bemerkenswert unverfrorenen Taktik habe man bereits einen Fuß in der Paradiespforte, hieß es im ersten Abschnitt seines Artikels. Es genüge übrigens schon die Annahme, andere mit irgendetwas neidisch machen zu können. Das allein steigere das Wohlbefinden in Sekundenbruchteilen. An die von dem Glücksfälscher vorgebrachten Beispiele, die er diversen Foodporn-, Homeporn- oder Carporn-Internetseiten entnahm, konnte sie sich nicht mehr erinnern. Doch dass es so etwas wie Glückspornografie gab, leuchtete ihr unmittelbar ein.

Besonders in Erinnerung geblieben war ihr die Einsicht, dass alle, die ihr Glück in die Hände anderer legten, ein besonderes Risiko eingingen. Denn wer geliebt und nicht bloß begehrt und bewundert werden wollte, musste sich schwach zeigen, was natürlich immer die Gefahr in sich trug, als echte Schwäche ausgelegt und ausgenutzt statt als besonders clevere Strategie gewürdigt und bewundert zu werden. Besonders

gefährlich aber war die Glückssucht. Glückssucher seien Dopaminjunkies, hatte in dem Artikel gestanden, die Abhängigkeit vom Glück sei fataler als die Sucht nach Alkohol, Drogen, Geld oder Sex. Was uns das Blaue vom Himmel verheiße, offenbare sich später oftmals als das Giftgrün der Hölle. Besonders diese maßlos übertriebene, mit dem Untertitel »Üble Vorrede« überschriebene Einleitung des Artikels hatte die Kritiker schließlich misstrauisch gemacht und zur Überprüfung der Umfrageergebnisse veranlasst.

Sie versuchte, sich daran zu erinnern, was Félix über das Glück und die Farbe Blau gesagt hatte, versuchte, die blauen Kreise aus der Erinnerungsmasse herauszulösen, sie sich einzeln ins Gedächtnis zu rufen. Es mochte in der Nordscheune wohl an die zwanzig solcher Kreise gegeben haben, große, tiefblaue, aus verschiedenen Teilen zusammengesetzte Stoffbahnen. Doch seit den Vorfällen im Zentralmassiv hatte sie Mühe, die Ereignisse in eine sinnvolle Reihenfolge zu bringen. Ihr Hirn war wie ausgebrannt, nachts reihten sich im Kopf stundenlang dieselben Bilder aneinander, dazu sinnlose Wörter, die sich ständig wiederholten, bis sie nach Stunden in den Körper einsickerten und allmählich verschwanden. Ihr Gehirnrüssel nahm und saugte alles auf, speichelte sie alle ein, die unscharfen Bilder, die unsinnigen Wörter, lutschte daran herum, bis ihr fast übel wurde. Warum ließen sich Mautfest und Friedensgardine und anderes unverständlich Obsessive nicht einfach ad acta legen?

Blau sei nicht umsonst sowohl die Himmelsfarbe wie auch die Farbe der Ozeane, hatte Félix behauptet. Blau sei die Farbe des Unendlichen und der Spiritualität, das sei schon immer so gewesen, deswegen trügen auch die Mutter Gottes und die Heiligen blaue Gewänder. Dasselbe gelte für den Kreis. Nicht Pi mal Daumen laute die Zauberformel für die Kunst, sondern Pi mal Blau. Der blaue Kreis sei potenzierte Vollkommenheit. Er sei vollkommen, weil nichts fehle, weil er in sich ruhe, endlos in sich kreise – kein Mangel, kein Streben, keine Enttäuschung,

kein Unglück. Nur ein Sog, eine Öffnung, ein Tor, ein Schacht ins Verborgene. Niemand wisse, wohin der blaue Traum uns führe.

In Wahrheit sei der Himmel natürlich weder rund noch blau, in Wahrheit sei er leer. Doch solange er rund und blau aussähe, spiele das keine Rolle. Das sei wie mit der Hölle. Da merke auch niemand etwas. Dass in Wirklichkeit die Erde die Hölle sei, wahrscheinlich ganz einfach die Hölle eines anderen Planeten, das sei ja logisch, und wir Menschen die Teufel der Außerirdischen, die hergesandt wurden, um von uns gequält zu werden. Der blaue Himmel sei bloße Tarnung. Aber sehr schön, so wunderschön, dass auch er manchmal daran glaubte. Das alles hatte Félix wohl tatsächlich gesagt, bevor er verschwand.